

(Nachdruck verboten.)

59]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Pelle erwiderte nichts. Er dachte nur an den Schimpf und die Schande, die über sie gekommen waren, und fand keine Linderung.

Am nächsten Morgen nahm er sein Frühstück und ging wie gewöhnlich fort. Als er aber den halben Weg zurückgelegt hatte, verkroch er sich unter einem Dornbusch. Dort lag er und grämte sich und fror, bis zu der Zeit, wo die Schule aus war. Dann ging er nach Hause. Das wiederholte sich mehrere Tage. Dem Vater gegenüber war er stumm, fast böse. Lasse ging umher und jammerte, und Pelle hatte genug an seinem Eigenen zu tragen. Sie wanderten jeder in seiner Welt, und da war keine Brücke zwischen ihnen. Keiner hatte dem andern ein gutes Wort zu sagen.

Aber eines Tages, als Pelle so nach Hause geschlichen kam, empfing ihn Lasse mit strahlender Miene und schlotternden Knien. „Was zum Teufel soll man trauern?“ sagte er mit verschämtem Gesicht und wandte Pelle seine zinkernden Augen zu — zum erstenmal, seitdem die Unglücksbotschaft gekommen war. „Hier sieh mal, was ich mir für eine neue Braut angeschafft habe — küß sie, Zunge!“ Lasse holte eine Flasche Brantwein aus der Streu und hielt sie ihm hin.

Pelle stieß sie wütend von sich.

„So, Du bist großschnauzig!“ rief Lasse aus. „Ja, ja, es würde eine Sünde und Schande sein, Gutes mit Bösem aufdrängen zu wollen. Er setzte die Flasche an den Mund und segelte hintenüber.“

„Das läßt Du jetzt sein!“ rief Pelle laut brüllend aus und packte ihn beim Arm, so daß die Flüssigkeit umherspritzte.

„Ho, ho!“ sagte Lasse verwundert und wischte sich mit dem Ballen der Hand ab. „Herrje, wie sie zappelt — ho, ho!“ Er umfaßte die Flasche mit beiden Händen und hielt sie tüchtig fest, als habe sie versucht, sich ihm zu entziehen. „Also Du bist obsternatisch, Du?“ Da traf sein Blick Pelle. „Und Du weinst, Du! Hat Dir jemand was zu Leid getan? Weißt Du denn nicht, daß Dein Vater Lasse heißt? Gasse Karlsön aus Kungstorp? Du brauchst nicht bange zu sein, denn Lasse, der is hier! Und er will schon die ganze weite Welt zur Verantwortung ziehen.“

Pelle sah, daß der Vater auf einmal ganz umnebelt wurde und zu Bette mußte, wenn nicht jemand kommen und ihn da an der Erde finden sollte. „Komm jetzt, Vater!“ bat er.

„Ja, nu will ich hingeh'n. Er soll mir Rechenschaft ablegen, und wenn er auch der alte Satan aus Smaaland wär. Du mußt nicht weinen!“ Lasse wollte nach dem Hof hinaus.

Pelle versperrte ihm den Weg: „Jetzt kommst Du mit, Vater! Dir schuldet keiner Rechenschaft.“

„Also nicht — und Du weinst doch! Aber er soll mir Rechenschaft für all die Jahre ablegen — dieser großschnauzige Gutsbesitzer!“

Jetzt wurde Pelle bange. „Aber Vater!“ brüllte er, „geh doch nicht dahin!“ Er wird wütend und jagt uns vom Hof herunter! Du bist ja betrunken, bedenk das doch!“

„Ja, betrunken bin ich!“ antwortete Lasse, „aber ich bin nicht böse.“ Er stand da und tastete herum, als wollte er den Haken an der Untertür losmachen.

Es war ja unrecht, Hand an seinem eigenen Vater zu legen. Aber jetzt sah sich Pelle gezwungen, sich über alle Rücksichten hinwegzusetzen. Er packte den Alten mit fester Hand beim Kragen. „Jetzt sollst Du hierher kommen!“ sagte er und zog ihn mit sich nach der Kammer.

Lasse lachte und hickte und widersetzte sich. Er hatte sich fest, wo er nur konnte: an den Pfosten und an den Schwänzen der Kühe, während Pelle brüllend mit ihm abzog. Pelle hatte ihn von hinten um den Leib gefaßt und trug ihn halb. In der Türöffnung blieben sie stecken. Der Alte stemmte seine beiden Hände dagegen. Pelle mußte ihn losreißen und ihm auf die Arme schlagen, so daß er fiel. Dann endlich gelang es ihm, ihn ins Bett zu schleppen.

Lasse lachte während des ganzen Ringens albern, als sei das Ganze nur ein Spiel, und machte Narrenposen, wo er

nur konnte. Ein paarmal versuchte er aufzustehen, wenn ihm Pelle den Rücken zuehrte. Die Augen hatten sich verkrochen, aber es zuckte hinterlistig um seinen Mund. Er glich einem ungezogenen Jungen. Plötzlich fiel er hintenüber und schnarchte laut.

Am nächsten Tage hatte die Schule frei, und Pelle brauchte sich nicht zu verstecken. Lasse schämte sich und ging demütig umher. Er hatte eine ganz deutliche Vorstellung vom dem, was am vorhergehenden Tage vorgefallen war; denn auf einmal kam er hin und berührte Pelles Arm. „Du bist wie Noahs guter Sohn, der die Schande seines Vaters zudeckte!“ sagte er, „aber Lasse is ein Schwein. Es is nu aber auch ein harter Nachenschlag für mich gewesen, das kannst Du mir glauben! Aber ich weiß ja recht gut, daß es nicht nützen kann, daß man sich von Sinn und Verstand trinkt; der Kummer is schlecht begraben, der mit Brantwein beschwört werden muß. Was in Schnee verborgen wird, kommt bei Tauwetter wieder zum Vorschein, wie das Sprichwort sagt.“

Pelle erwiderte nichts.

„Wie fassen die Leute es eigentlich auf?“ fragte Lasse vor-sichtig. Er war nun so weit gekommen, daß er Gedanken für das Beschämende bei der Sache hatte. „Hier auf dem Hof, glaub ich, is es noch nicht ruckbar geworden, aber was sagen sie sonst dazu?“

„Was weiß ich das!“ entgegnete Lasse mürrisch.

„Also hast Du nichts gehört?“

„Glaubst Du vielleicht, daß ich zur Schule gehen und für sie alle zum Gespött werden will?“ Pelle war wieder nahe daran zu weinen.

„Denn hast Du Dich also rumgetrieben und Deinem Vater eingebildet, daß Du in die Schule gehst? Das war unrecht von Dir. Aber ich darf woll nicht mit Dir ins Gericht gehen, so viel Schande, wie ich Deinem ehrliebenden Sinn bereitet hab! Und wenn Du nu unverschuldet in Ungelegenheit kommst, weil Du die Schule geschwänzt hast? — Das eine Unglück hat das andere an der Hand, und Böses vermehrt sich wie die Läuse im Pelzwerk. Wir müssen uns in acht nehmen, was wir tun, wir beide — damit es uns nicht zu übel ergeht.“

Schnellen Schrittes ging Lasse in die Kammer und kehrte mit der Flasche zurück, er nahm den Kork ab und ließ den Brantwein langsam auf den Boden laufen. „Gott verzeih mir, daß ich schlecht mit seinen Gaben umgehe!“ sagte Lasse — aber das is 'n schlimmer Versucher, bei sich stehen zu haben, wenn einer Herzenskummer hat. — Und wenn ich Dir nu die Hand darauf geb, daß Du mich nie wieder so sehen sollst wie gestern, willst Du denn nicht auch morgen wieder versuchen, in die Schule zu gehen — und zusehen, daß Du mit der Zeit da über wegkommst? Wir können mit der Obrigkeit selbst zu tun kriegen, wenn Du noch länger wegbleibst; es steht große Strafe auf so was hierzulande, glaub ich.“

Pelle versprach es und er hielt Wort. Aber er war auf das schlimmste vorbereitet und steckte verstohlen einen Tot-schläger in die Tasche, den Erik in den Tagen seiner Macht benutzt hatte, wenn er auf ländliche Wälle und an solche Orte ging, wo man sein Mädchen mit der Faust verteidigen mußte. Aber er sollte keine Anwendung dafür haben. Die Jungen waren ganz in Anspruch genommen von einem Schiff, das auf Grund hatte laufen müssen, um nicht zu sinken, und das nun da lag und seine Weizenladung in die Boote aus dem Dorf löschte. Am Hafener lag der Weizen schon in großen Haufen, naß und gequollen von dem Salzwasser.

Und ein paar Tage später, als es schon eine alte Geschichte war, geschah etwas, das Pelles Schulgang für immer ein Ziel setzte. Die Kinder rechneten unter beständigem Gepolauer und rasselten mit den Tafeln. Fris sah wie gewöhnlich oben auf seinem Platz, den Nacken gegen die Wand gelehnt und die Hände auf das Pult gestützt; die halbgebrochenen Augen waren auf einen Punkt irgendwo im Raum gerichtet, auch nicht ein Juden verriet, daß er lebte. Das war seine gewöhnliche Stellung, und so hatte er schon seit der Pause geseffen.

Die Kinder wurden unruhig, die Zeit näherte sich, wo sie nach Hause sollten. Ein Bauernsohn, der eine Uhr hatte, hielt sie in die Höhe, so daß Pelle sie sehen konnte. „Zwei,“ sagte er laut. Sie packten lärmend die Tafeln ein und sangen an, sich zu prügeln, bei diesem Ausbruchlärm pflegte Fris sonst immer zu erwachen, aber heute rührte er sich nicht. Dann trampelten

ste hinaus, ein Mädchen strich in ihrer Ausgelassenheit im Vorübergehen über die Hand des Lehrers. Sie zuckte erschreckt zusammen. „Er is ganz kalt!“ sagte sie schauernd und zog sich hinter die anderen zurück.

Sie bildeten einen Kreis um das Pult und spähten nach Fris' halbgeöffneten Augen, dann stieg Belle die beiden Stufen hinauf und legte die Hand auf seines Lehrers Schulter. „Wir wollen nach Hause!“ sagte er mit unnatürlicher Stimme. Fris' Arm fiel steif vom Pult herab, Belle wußte seinen Körper stützen. „Er is tot!“ kam es wie ein Frieren über die Lippen der Kinder.

Fris war tot — auf seinem Posten gestorben, wie die Graben Leute in der Gemeinde es nannten. Belles Schulgang hatte für immer ein Ende, er konnte frei aufatmen.

Er blieb zu Hause und half dem Vater, sie lebten sehr glücklich miteinander und kamen sich wieder ganz nahe, jetzt, wo keine dritte Person zwischen ihnen stand. An die Sticheleien der anderen Leute auf dem Hofe kehrten sie sich nicht. Lasse war lange im Dienst und wußte zuviel von jedem einzelnen, er konnte wieder beißen. Er konnte sich so recht in Belles mildem Kindersinn und plauderte unaufhörlich. Immer wieder kam er auf dasselbe zurück: „Ich muß Dir dankbar sein, denn wenn Du mich damals nicht zurückgehalten hättest, als ich partuh zu Madam Olsen ziehen wollt, dann wär es eine jämliche Geschichte für uns geworden. Ich glaub wohl, er hätt uns in seinem Zorn totgeschlagen. Hier wie immer bist Du mein guter Engel gewesen.“

Auf Belle wirkte Lasses Geschwätz wohlthuend wie Liebeskosungen, er ging umher und machte es sich gemüthlich und war mehr Kind, als man nach seinen Jahren voraussetzen sollte.

Aber am Sonnabend kam er vom Pfarrer nach Hause und war ganz verändert, alles an ihm hing wie ein toter Hering, er ging nicht hinüber, um zu essen, sondern kam gleich durch die Amtstür herein und warf sich über einen Futterhaufen.

„Was hast Du bloß einmal?“ fragte Lasse und kam ganz dicht zu ihm heron. „Hat Dir jemand was getan?“

Belle antwortete nicht, sondern lag da und zupfte an dem Hemd. Lasse wollte sein Gesicht zu sich herumdrehen, aber Belle lehrte es nur noch tiefer in den Haufen hinein. „Kannst Du denn nicht einmal Vertrauen zu Deinem eigenen Vater haben, ich will ja doch nichts weiter hier auf der Welt, als Dein Beste!“ Lasses Stimme klang betrübt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Undankbarer.

Von E. G. Glück.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Bedois, 45 Jahre alt, dick, elegant, zufrieden.

Der Mann, 50 Jahre alt, mager, dürrig gelleidet, finstler.

Bedois sitzt mit einer guten Zigarre in einem bequemen Fauteuil und liest die Zeitung. Die Tür öffnet sich. Der Mann tritt ein.

Bedois (erschreckt aufspringend): Wa—?

Der Mann: Haben Sie keine Angst! (Da Bedois Ringelt.) Sie bemühen sich umsonst — Ihr Diener ist fortgegangen. Soust hätte ich wohl schwerlich herein dürfen. Die Tür war nur angelehnt, ich machte mir das zu Nutzen und — hier bin ich . . . So beruhigen Sie sich doch! Gewiß, die Art und Weise, wie ich mich Ihnen vorstelle, ist nicht ganz korrekt; ich hätte Ihnen meine Karte hereinbringen müssen, allein — ich habe keine Karte. (Er bemerkt, daß Bedois immer bestürzter wird.) Aber so beruhigen Sie sich doch endlich! Sie sehen ja, daß ich nichts Böses im Schilde führe: ich rühre mich nicht vom Fleck . . . Statt zu zittern wie Eisenlaub, heben Sie lieber Ihre Zigarre auf — sie wird Ihnen noch den schönen Teppich verbrennen. (Uffhelzend.) Zum Teufel, nehmen Sie doch Ihren Revolver, wenn Sie solche Angst haben! Besitzen Sie keinen Revolver?

Bedois (steckt die Hand in die Tasche): Jawohl, ich habe einen Revolver, und wenn Sie nur einen Schritt tun, so . . .

Der Mann (lächelnd): Nein, Sie haben keinen Revolver. Was Sie da in der Tasche haben, sind nur Ihre Schlüssel. Der Bitt ist zu alt . . . Na, aber da Sie doch ein Held sind . . . (Er zieht ein großes Messer aus der Tasche und öffnet es).

Bedois (greift entsetzt nach der Feuerzange und flüchtet hinter den Divan): Zu Hilfe!

Der Mann: Schreien Sie doch nicht so! Ich habe das Messer bloß herausgenommen, um es Ihnen zu geben. (Er legt es auf ein Tischchen, während Bedois in die andere Ecke des Zimmers flüchtet). So! (Er entfernt sich.) Nehmen Sie! (Bedois nähert sich dem Tischchen.) Haben Sie noch immer Angst?

Bedois (etwas beruhigter): Also was wünschen Sie?

Der Mann: Mit Ihnen zu sprechen. Noch einmal — ent-

schuldigen Sie die etwas ungewöhnliche Art und Weise, in der ich mich bei Ihnen einführe, aber Sie werden mir zugeben, daß mir keine andere Möglichkeit blieb: mein Keuferes ist nicht sonderlich elegant; wenn ich Sie zu sprechen gewünscht hätte, würde man mich höchstwahrscheinlich hinausgeworfen haben. (Er setzt sich.) Ihr Diener hätte mich nicht einmal gemeldet, er hätte mir vielleicht sicher die Tür vor der Nase zugeschlagen — nicht wahr?

Bedois: Gott . . .

Der Mann: Aber sicher! Man beurteilt die Leute in der Regel nach ihrem Keuferes . . . Na, wenn ich Ihnen ordnungsmäßig gemeldet worden wäre, hätten Sie nicht solche Angst auszustehen brauchen wie jetzt, denn ich bin der letzte, der Ihnen was antun würde.

Bedois: Was wollen Sie damit sagen?

Der Mann: Erkennen Sie mich denn nicht?

Bedois (ihn mustern): Nein.

Der Mann: Sehen Sie mich nur genau an! . . . Gott ja, in den zwanzig Jahren, die wir uns nicht gesehen haben, mag ich mich schon ein wenig verändert haben; aber strengen Sie mal ein bißchen Ihr Gedächtnis an! (Pause.)

Bedois schüttelt den Kopf.

Der Mann: Sie sahen mich vor zwanzig Jahren . . . vor den Geschworenen. (Bewegung Bedois.) Ich bin Martin Paginet.

Bedois (greift nach dem Messer und verschanzt sich hinter dem Divan): Großer Gott!

Der Mann (ohne sich von seinem Stuhle zu rühren): Danke, danke . . . ich bin wirklich gerührt über Ihren Empfang! Sie sind ein Held! . . . Aber warum zittern Sie so? Weil ich vor zwanzig Jahren Ihren Onkel ermordet habe? . . . Ach so . . . Na, seien Sie außer Sorge: ich habe den Vagno erst vor so kurzer Zeit verlassen, daß ich noch keine Sehnsucht wieder danach empfinde. Und die zwanzig Jahre Zwangsarbeit, die ich dafür erhielt, daß ich Ihren Herrn Onkel erlöste, haben mir den Schmach an diesem kleinen — „Händedruck“ für ewige Zeiten verborgen. Begreifen Sie jetzt, warum ich vorhin sagte, Sie hätten sich ganz unnötigerweise erschreckt? . . . Na, jetzt mal kalt Blut! Sehen Sie sich und hören Sie gefälligst zu! (Bedois gehorcht.) Aber bitte, nicht diese Miene des Abscheus und der Verachtung! Ihre Haltung ist direkt verlegend, und ich verdiene solch einen Empfang nicht. Versteht sich — ich habe ein Verbrechen begangen, als ich Ihren Verwandten in ein besseres Jenseits spedierte, aber — unter uns — was war Ihr Onkel? Ein Schuft!

Bedois: Gestatten Sie!

Der Mann: Nein, gestatten Sie! Den Toten ist man Gerechtigkeit schuldig. Ihr Onkel war ein Vampyr, ein Wucherer, ein ganz gemeiner Halsabschneider! Ich war ein anständiger Kerl, der nur einen Fehler hatte: ich spielte. Ihr würdiger Onkel nützte meine beständigen Gelüste aus, um mich zu ruinieren. Eines Tages packte ich ihn im Verlauf eines Streites bei der Gurgel . . . unglücklicherweise drückte ich etwas zu stark . . . und dann beging ich die Dummheit, ihn um sein Portemonnaie zu erleichtern, das 48 Fr. 25 Cts. enthielt. Ich hatte ferner das Pech, gefaßt zu werden, und schließlich kam ich unglücklicherweise vor einen Gerichtshof, dessen Geschworenenobmann ein notorischer Wucherer war. Und dieser Obmann gab den Ausschlag. Natürlich wurde ich verdonnert . . . zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit. . . Stellen Sie sich einmal vor: wenn der Geschworenenobmann kein notorischer Wucherer, sondern ein anständiger Mensch gewesen wäre, dem der Verkehr mit Leuten wie Ihr verstorbener Onkel direkt physischen Widerwillen einflößte — ich wäre zweifellos freigesprochen worden! . . . Ach, ja, an welchen Zufälligkeiten hängt mitunter die Ehre eines Menschen! (Pause.)

Bedois: Sind Sie bloß gekommen, um all diese traurigen Erinnerungen wieder in mir wachzurufen?

Der Mann: Nein. Aber ich hielt es für zweckmäßig, sie wieder wachzurufen, um Ihnen zu zeigen, welche Rolle ich in Ihrem Leben gespielt habe.

Bedois: Sie meinen: welche Rolle Sie im Leben meines Onkels gespielt haben.

Der Mann: Nein, ich meine, welche Rolle ich in Ihrem Leben gespielt habe.

Bedois: Ich verstehe nicht . . .

Der Mann: Na — denken Sie nur mal nach! Als Ihr Onkel so plötzlich . . . starb, war das Verhältnis zwischen Ihnen beiden das denkbar schäblichste. Hätte er Zeit gehabt, seinen letzten Willen zu fixieren, so hätte er Sie in seinem Testament sicher übergangen. Stimmt's?

Bedois: Gott . . .

Der Mann: Mir scheint also, wenn Sie auch nur eine Spur von Logik besitzen, hätten Sie ob und zu einmal denken müssen: „Dank diesem Martin Paginet, diesem waderen Martin Paginet bin ich jetzt Rentier.“

Bedois: Na . . .

Der Mann: Ohne ihn könnte ich heute nicht dieses behagliche Faulenzlerleben führen . . .

Bedois: Gott . . .

Der Mann: . . . Oh, wie glücklich bin ich! Aber er? Während ich alle Annehmlichkeiten des irdischen Lebens genieße, muß der Unglückliche in harter Zwangsarbeit unter glühendem Sonnenbrand . . .

Bedois: Worauf wollen Sie hinaus?

Der Mann: Worauf? Nun — ich habe der Gesellschaft meine Schuld bezahlt, ich komme jetzt zu Ihnen, damit Sie mir Ihre Schuld bezahlen.

Bedois: Ich verstehe nicht . . .

Der Mann: Ich drücke mich doch ganz klar aus! Sie verdanken mir ein beträchtliches Vermögen. In welcher Weise gedenken Sie mir Ihre Erkenntlichkeit zu zeigen?

Bedois (erstaunt): Ist das Ihr Ernst?

Der Mann: Meinen Sie, mir ist so spasshaft zumute? (Stirnrunzeln.) Sollten Sie mit seinem Vermögen auch gleichzeitig den schmutzigen Geiz Ihres Herrn Dnkels geerbt haben?

Bedois: Gestatten Sie!

Der Mann: Oder sollten wir über die Wichtigkeit des Dienstes, den ich Ihnen geleistet habe, nicht einer Meinung sein?

Bedois: Ich habe Sie um keinen Dienst gebeten.

Der Mann: Mag sein. Aber Sie haben den Nutzen, den er Ihnen brachte, nicht zurückgewiesen.

Bedois: Das will ich nicht leugnen.

Der Mann: Na also! — Was gedenken Sie nun für mich zu tun? Sie können mich nicht gut mit 5 Centimes abspesen, wie irgendeinen beliebigen Bettler.

Bedois: Nein.

Der Mann: Oder mir Ihre alten Kleider anbieten?

Bedois: Nein.

Der Mann: Sie haben etwa 30 000 Frank Zinsen. Ich meine, wenn Sie mir bis an mein Lebensende eine Monatsrente von 100 Frank aussetzen . . . 100 Frank sind für Sie doch eine Kleinigkeit?

Bedois: Allerdings . . .

Der Mann: Ich denke, ich bin nicht anspruchsvoll?

Bedois: Durchaus nicht . . .

Der Mann: Das freut mich. Ich konstatiere mit Vergnügen, daß wir vollkommen einig sind, daß Sie erwiesene Wohlthaten nach ihrem wahren Werte zu schätzen wissen, und daß ich . . . (Bedois gibt ihm ein Zeichen, er möge schweigen, und horcht.) . . . Was ist da?

Bedois (mit einem Seufzer der Erleichterung): Viktor ist zurückgekommen.

Der Mann: Viktor?

Bedois: Ja, mein Diener. . . (In völlig verändertem Tone): Was sagten Sie eben?

Der Mann: Ich sagte . . . (sich besinnend): Gott, ich weiß es nicht mehr, aber das ist ja auch egal: wir sind doch einig, und ich muß Ihnen gestehen, Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie mir die Rente gleich ein Vierteljahr im voraus zahlen . . .

Bedois: Nur nicht so hastig!

Der Mann: Wie beliebt?

Bedois: Nur nicht so eilig!

Der Mann: Was heißt das? Sind wir denn nicht einig?

Bedois: Doch! . . . Im Prinzip! . . . Aber auch nur im Prinzip . . .

Der Mann: Was?

Bedois: Es wäre töricht, wollte ich leugnen, daß ich Ihnen mein Vermögen verdanke.

Der Mann: Sehr schön.

Bedois: Und sicherlich wäre es meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Sie fürslich zu belohnen, wenn . . . wenn Sie mir dieses Vermögen nicht durch ein Verbrechen verschafft hätten! Aber da liegt der Hase im Pfeffer! Einem Verbrechen verdanke ich meinen Reichtum, und wenn ich Ihnen die gewünschte Rente gebe, werde ich Ihr Komplize!

Der Mann: . . . ???

Bedois: Bei dem bloßen Gedanken daran empört sich mein Gewissen!

Der Mann: Warum hat es sich nicht schon damals empört, als Sie diese Erbschaft antraten, welche einem Verbrechen . . . ?

Bedois: Das ist etwas ganz anderes.

Der Mann: Allerdings. Damals handelte es sich für Sie darum, zu nehmen, heute aber — zu geben! . . . Also — wollen Sie etwas für mich tun oder nicht?

Bedois: Das ist sehr schwer —

Der Mann: Aber nicht unmöglich.

Bedois: Doch . . . Der ganzen Welt darf ich die größten Wohlthaten erweisen — nur Ihnen nicht! Was würde man sagen, wenn man es erführe?

Der Mann: Wer wollte es erfahren? Niemand.

Bedois: Nun — und ich?

Der Mann: Richtig! Ich vergaß Ihr Gewissen! Aber noch eben, bevor Ihr Diener zurückkam, schienen Sie meinen Standpunkt voll und ganz zu teilen?

Bedois: Im Prinzip . . . ich teilte ihn nur im Prinzip!

Der Mann: Ja . . . weil Viktor noch nicht da war.

Bedois: Was wollen Sie damit sagen?

Der Mann: Oh — nichts! . . . (Pause.) Aber das kann doch unmöglich ihr letztes Wort sein? Geben Sie doch Ihrem Herzen einen Stoch

Bedois: Ich bin außer Stande . . .

Der Mann: Beschwichtigen Sie Ihr Gewissen und . . .

Bedois: Bedauerer unendlich! (Pause.)

Der Mann (bitter): Sie sind der würdige Neffe Ihres Herrn

Dnkels! Sie sind ebensolch ein Heuchler wie er . . . Ja, ja, auf Dankbarkeit von Menschen, die einem verpflichtet sind, soll man niemals rechnen! . . . Geschieht mir aber ganz recht für meine Dummheit: statt Sie von Anfang an zu beruhigen, als Viktor fort war, hätte ich Ihnen drohen müssen — die Angst hätte Sie schon gefügig gemacht! . . . Gott, jetzt bereue ich erst, daß ich Ihren Dnkels damals erzwirgte! Was habe ich damit erreicht? Ich habe einem Salunken wie Sie die Kastanien aus dem Feuer geholt!

Bedois: Na, hören Sie mal . . .

Der Mann: Wenn ich bedenke, daß mein Verbrechen mir zwanzig Jahre Zwangsarbeit und 48 Frank 25 Centimes eingebracht hat, Ihnen dagegen 30 000 Frank Rente . . .! Und Sie sind der Ehrenmann! . . . So etwas sollte man der Jugend als warnendes Beispiel vor Augen halten. Man müßte die Kinder belehren, daß alle Verbrechen Dummheiten sind. Die Statistik beweist, daß sie ihren Urhebern durchschnittlich 27 Frank 15 Centimes einbringen . . . 27 Frank 15 Centimes! Diese Zahl spricht beredter als die Moral der ganzen Welt! . . . (Pause. Er denkt nach. Plötzlich.) Also ich gehe. Geben Sie mir mein Messer wieder!

Bedois (legt das Messer auf ein Tischchen und zieht sich zurück.)

Der Mann: Sie brauchen nicht so ängstlich zu sein. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen Ihren Schamerbauch aufzukneipen — der Spass würde mich zu teuer zu stehen kommen! (Ihn betrachtend.) Ihren dicken Pourgeoischamerbauch! Wozu sind Sie eigentlich nötig! Die letzten zwanzig Jahre haben Sie doch sicherlich nichts getan — das sieht man Ihnen ja schon an Ihrer jatten Bifage an. Ich dagegen . . . na . . . (Er nähert sich der Tür, kehrt aber plötzlich um. Bedois retrihert.) Ich tue Ihnen nichts, ich wollte bloß die Zigarre nehmen, die sie vorhin in Ihrer Angst haben lassen. (Er hebt sie auf.) Sie gestatten wohl? (Er zündet sie an.) Adieu, ehrenwerter Rentier mit dem empfindlichen Gewissen! (Er tut ein paar Züge aus der Zigarre.) Amoses Kraut . . . und in so lebenswürdiger Weise offeriert . . . (Er mißt Bedois mit einem Blick souveräner Verachtung.) Undankbarer!

Er geht. Bedois sieht ihm mit einem nicht sonderlich geistreichen Gesichtsausdruck nach.

Die Welt der Atome.

III.

Unsere Betrachtungen galten bis jetzt solchen Gebieten, auf denen die Theorie der Materie als eine Kombination der Dalton'schen Vorstellung über den Bau der chemischen Elemente mit den allgemeinen Prinzipien der Mechanik — über die Masse, Bewegung lebendige Kraft — zu einer kinetischen Atomistik wurde. Nun wollen wir das andere Wissensgebiet durchstreifen, das Gebiet der elektrischen Erscheinungen, die, ihren besonderen Gesetzen gehorchend, uns über den Bau der Materie die tiefsten Aufschlüsse zu geben vermögen.

Die Beziehungen der Elektrizität zur Welt der Atome lassen sich am einfachsten in den chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes, der sog. Elektrolyse, studieren. Läßt man z. B. den elektrischen Strom durch den in Wasser aufgelösten Chlorwasserstoff (Salzsäure) passieren, so erleidet dieser Stoff eine teilweise Zersetzung in seine ursprünglichen Elemente — Chlor und Wasserstoff. Und zwar sammelt sich Chlor auf dem positiven Pole (der Anode), während Wasserstoff sich am negativen Pole (der Kathode) entwickelt. Man erklärt diese Tatsache dadurch, daß man den Atomen bei der Elektrolyse eine elektrische Ladung zuschreibt. Die elektrisch geladenen Atome nennt man Ionen.

Die Größe der elektrischen Ladung eines Ions läßt sich in elektrischen Einheiten messen. Sie beträgt für ein Wasserstoffatom, sowie für ein Atom eines jeden Stoffes, der in chemischen Verbindungen einem Atome Wasserstoff entspricht — oder in der Sprache der

Chemie einwertig ist —, eine gewisse konstante Größe (= $\frac{3.4}{10^{10}}$

„elektrische Einheiten“). Diese kleinste, nicht mehr teilbare Elektrizitätsmenge führt den Namen Elektron. Das ist, anders ausgedrückt, ein Atom der Elektrizität. Die Ionen lassen sich auch bei anderen Vorgängen beobachten. So werden die Gase, die im normalen Zustande vollkommene Nichtleiter der Elektrizität sind, durch Erwärmung oder durch Bestrahlen mit dem ultravioletten Licht ionisiert, d. h. es bilden sich in ihnen neben den elektrisch neutralen Molekülen auch solche, die eine für uns bemerkbare elektrische Ladung mitführen, und zwar ist diese Ladung für ein Gasion eines jeden Gases immer gleich einem Elektron.

Die Existenz der Ionen, die sich von den körperlichen Atomen und Molekülen durch nichts, als durch ihren elektrischen Zustand unterscheiden, legt uns zweierlei Schlüsse nahe. Die Atome der Elektrizität, die sich mit den stofflichen Atomen anscheinend frei verbinden und sich ebenso frei von ihnen trennen, müssen auch eine selbständige Existenz führen können und als solche in gewissen physikalischen Erscheinungen auftreten. Die stofflichen Atome aber, die an diesen Verbindungen und Trennungen teilnahmen, ohne ihre chemische

*) Als elektrostatische Einheit wird die Menge Elektrizität bezeichnet, die eine ihr gleiche in 1 cm Entfernung befindliche Elektrizitätsmenge mit der Kräfteinheit abstößt.

Natur zu ändern, müssen auch selber „etwas Elektrisches“ an sich haben. Der erste Schluß — über die selbständige Existenz der Elektronen — findet seine handgreifliche Bestätigung in vielen Strahlungsercheinungen, der zweite — über die elektrische Natur der stofflichen Atome — in den Erscheinungen der Radioaktivität.

Schon Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden von Plücker die merkwürdigen Erscheinungen, die beim Durchgange der Elektrizität durch sehr verdünnte Gase stattfinden, beobachtet. Aber erst der berühmte Vortrag von Crookes (1874) hat die Aufmerksamkeit der Forscherwelt auf die neue Art der Strahlung gelenkt. In einem geschlossenen, mit sehr verdünnter Luft erfüllten Glasrohr, worin zwei Platinplättchen eingeschmolzen sind, bewegen sich beim Durchgange der elektrischen Entladung durch die Röhre die sogenannten Kathodenstrahlen. Sie bewegen sich vom negativen Pole zum positiven (daher ihr Name). Die bahnbrechenden Versuche von J. J. Thomson, die Arbeiten von Kaufmann, Lenard u. a. haben mit voller Sicherheit erwiesen, daß diese Strahlen nichts anderes als durch die Röhre mit einer Geschwindigkeit von 30 000 bis 100 000 Kilometer in der Sekunde geschleuberte negative Elektronen sind. Ihre Ladung besitzt immer denselben Wert, der mit dem bereits angegebenen gut übereinstimmt. Ihre Masse erwies sich als etwa 2000 mal so klein als die eines Wasserstoffatoms. Eingehende Untersuchungen, die wegen ihrer Schwierigkeit hier nicht weiter verfolgt werden können, haben ergeben, daß diese Masse keine konstante Größe besitzt, sondern sich je nach der Geschwindigkeit ändert, mit der sich ein Elektron bewegt. Daraus schließt man, daß die Masse der Elektronen nicht materiellen, sondern elektrischen Ursprungs ist und ihren Sitz im Aether hat.

Die merkwürdigen Kathodenstrahlen haben die Aufmerksamkeit der Physiker auf das neue Gebiet der Strahlungsercheinungen gelenkt. Und nun kommen die Entdeckungen Schläg auf Schläg. Es wurden noch andere Strahlen entdeckt — darunter die in der Medizin schon unentbehrlichen Röntgenstrahlen —, es kam schließlich die umwälzende Entdeckung von Radium und Radioaktivität. Das Umwälzende dieser Entdeckung besteht darin, daß wir im Radium ein wahres, selbständiges chemisches Element besitzen, das in zwei andere chemische Elemente zerfällt, in Helium und Radiumemanation. Heute sind uns neben Radium schon mehrere Atomforten bekannt, die ebenfalls in andere zerfallen. Wie kommen nun solche radioaktiven Umwandlungen zustande? Die radioaktiven Stoffe senden verschiedene Strahlen aus — darunter die uns schon bekannten Kathodenstrahlen oder die negativen Elektronen. Diese Ausstrahlung von Elektrizitätatomen bewirkt die chemische Umwandlung des Elements: das Radium, ein festes Metall, bildet zwei Gase. Wir glauben vor uns die Erfüllung der alten Alchimistenträume zu sehen. Die Stoffe verwandeln sich ineinander — sie sind also aus einem Grundstoff gebaut.

Dieser Kühne Schluß, von dem heute auch die nüchternen Experimentalforscher nicht zurückschrecken, findet seine weitere Stütze in dem periodischen System der chemischen Elemente. Dieses System das 1869 von L. Meyer und D. Mendelejew ausgearbeitet wurde, stellt die nahen Beziehungen zwischen den Atomgewichtszahlen und den Eigenschaften der Grundstoffe fest. Ordnet man die Elemente nach ihrem steigenden Atomgewicht, so bemerkt man nach einer gewissen Anzahl von Werten die Wiederkehr der ähnlichen Elemente. Die Elemente verlieren gewissermaßen ihre Individualität und werden zu Vertretern von bestimmten typischen Gruppen. Obgleich diese Gesetzmäßigkeit allein noch keinen bestimmten Schluß auf die Einseitigkeit der Natur chemischer Grundstoffe zuläßt, so legt sie doch den Gedanken nahe, daß unsere Grundstoffe aus Einheiten höherer Ordnung aufgebaut sind.

Stellen wir nun zum Schluß die Ansichten zusammen, die die moderne Physik auf Grund dieser Erfahrungen über den Bau der Atome entwickelt, so ergibt sich etwa folgendes Bild. Jedes Atom besteht aus einer Anzahl negativer Elektronen, die um einen positiv geladenen Zentralkörper schwingen. Das leichteste der uns bekannten elementaren Atome — das Wasserstoffatom — besitzt die geringste Menge der positiven und negativen Elektrizität. Das Quecksilberatom, das 200 mal so schwer ist, enthält 200 mal soviel davon. In seinem großartigen Werke über „Die Korpuskulartheorie der Materie“ hat J. J. Thomson die Bedingungen untersucht, die erfüllt werden müssen, damit solche Systeme sich in Gleichgewicht befinden. Er stellte sich das „Atommodell“ so vor, daß die negativen Elektronen oder Korpuskeln um eine positiv geladene Kugel kreisen und dabei in einer durch den Mittelpunkt der Kugel gehenden Ebene angeordnet sind. Auf Grund dieser Vorstellung, die gewiß viel einfacher als die Wirklichkeit ist, gelang es ihm nachzuweisen, daß manche von den so gebauten Systemen nicht im dauernden Gleichgewicht sein können. Das sind die radioaktiven Atome. Bei ihnen treten die Elektronen — von uns Strahlen genannt — in größerer Anzahl aus dem Atomverband. Die zurückgebliebenen nehmen eine neue Anordnung ein und es entsteht ein neues Atom, ein neues chemisches Element.

Welche Uebersichtlichkeit und Einfachheit diese elektrische Theorie der Materie auf den Gebieten der Optik und des Magnetismus wird nicht zuletzt auf dem der Chemie erzeugt, — dies läßt sich hier nur erwähnen. Vielleicht bietet sich noch ein

anderes Mal die Gelegenheit, diese Frage im Zusammenhange zu behandeln. Aber das Merkwürdige, Ueberraschende, das sich aus dem Vorgetragenen ergibt, wollen wir betonen. Wir sind ausgegangen, die letzten Elemente stofflicher Welt zu suchen. Und was wir finden, das sind die Elektrizitätssteilchen, das heißt die Zentren einer Kraft. Verflüchtigt sich nicht dadurch die materielle Welt zu einem Schattenbild, einem Phantom? Nein; denn diese kleinsten Mengen der Elektrizität sind unzerstörbar, und alles, was in der materiellen Welt geschieht, fassen wir als Ortsveränderungen eines ein für allemal gegebenen Urelements auf. Dies ist aber der grundlegende Gedanke des alten Demokrit. Zwar hat er in der modernen Physik eine neue unendlich verfeinerte Gestalt angenommen. Aber der Kern ist geblieben. Die moderne Wissenschaft hat der demokritischen Lehre keinen Untergang, sondern nur die Erfüllung gebracht.

V. Th.

Kleines feuilleton.

Gaustwirtschaft.

Bananen. Die bei uns schnell zu großer Beliebtheit gelangten Bananen sind die gurkenähnlichen, 15 bis 20 Zentimeter langen Früchte einer ungemein ertragreichen Pflanzart, die in allen tropischen Ländern heimisch ist. Bananen bilden das Hauptnahrungsmittel, ja zuweilen die einzige Nahrung ganzer Volksstämme in jenen heißen Himmelsstrichen. Sie sind sozusagen Brot und Fleisch der Tropen. Leider ist es nicht möglich, sie im Zustande der natürlichen Reife frisch bei uns einzuführen, so sehr die Transportmittel auch vervollkommen worden sind. Noch unreif werden die Früchte im Ursprungslande geerntet und auf Kühlschiffe verladen, wo sie allmählich nachreifen. Die Reife, die bei der Ankunft in europäischen Hafenstädten noch fehlt, um die Bananen verkaufsfähig zu machen, wird durch Lagerung erzielt. Durch diese Art des Reisens leidet naturgemäß die Qualität der Früchte. Sie nehmen dabei eine mehligte Beschaffenheit an, der Stärkemehlgehalt entwickelt sich auf Kosten des Frucht säuregehalts. Genießt man solche künstlich gereiften Früchte im Uebermaß, so stellen sich gewöhnlich Verstopfungen ein. Allein in mäßigen Mengen verzehrt ist die Banane ein fast ideales Genuß- und Nahrungsmittel. Alle Nährstoffe, die wir zum Aufbau und zur Erhaltung unseres Körpers brauchen, finden wir in dieser Frucht in glücklicher Zusammenfassung: Eiweiß, Zucker, Kohlehydrate und unter den Nährsalzen den für Gehirn und Nerven wichtigen Phosphor. Gewöhnlich werden die Bananen ohne weitere Zubereitung roh verspeist. Wenig bekannt ist, daß sie eine feine aromatische Würze zu einigen süßen Speisen geben und deren Nährwert natürlich entsprechend erhöhen.

Ein süßer Frucht Salat läßt sich herstellen aus feinen Scheibchen oder Schnitzeln von einer Banane, einem Apfel und einer Apfelsine, die man einzudert, durcheinander mischt, ein wenig durchziehen läßt und nach Belieben noch mit geriebenen Nüssen bestreut.

Gebadene Bananen bereitet man, indem man die Schale an einer Längsseite aufschlitt, die Frucht vorsichtig herausnimmt und von den Fasern befreit. Dann wird das Fruchtfleisch in die Schalen zurückgelegt und ohne weiteres in einer irdenen Schüssel im Bratofen oder aber in einer zugedeckten Bratpfanne auf dem Herde gebaden, bis die Schalen sich dunkel gefärbt haben. Hierauf werden sie aus der Schale genommen und angerichtet. Ein säuerliches Kompot wie Preiselbeeren paßt dazu. Man kann auch ausgeschälte Bananen in Butter braten und nach Belieben zudern.

Bananeneierkuchen. Bananenscheiben werden mit Zitronensaft beträufelt ein Weilschen hingestellt. Dann mischt man sie unter eine Eierkuchenmasse, backt nach bekannter Art Eierkuchen, bestreut sie beim Anrichten mit Zucker und träufelt Zitronensaft darüber.

Bananenreis ist ein in Amerika sehr beliebtes Gericht. Dazu mischt man Bananenscheiben unter Reis, der in Wasser oder Apfelsine mit Zusatz von Zitronen- oder Apfelsinensaft ausgequollen wurde und würzt nach Geschmack mit Zucker.

Bananenflammeri. Dünne Bananenscheiben werden mit Zitronensaft beträufelt und ein wenig gezudert. Einen Eßlöffel voll Weismehl — die billigen deutschen Weizenfabrikate stehen den teuren ausländischen, die sich Mondamin, Maizena oder Maizamin nennen, durchaus nicht nach — verrührt man mit einem halben Liter kalter Milch, rührt bis zum Aufkochen und läßt die Masse an heißer Stelle noch zehn Minuten quellen. Zwei Eßlöffel voll Zucker werden darunter gerührt. Dann füllt man den Drei über die Bananenscheiben. Nach Belieben kann man den erkalteten Flammeri mit Apfelsinen- oder Bananenscheiben umlegen.

Die Nahrungsmittelindustrie hat sich die Ausnutzung der wertvollen Nährstoffe der Banane nicht entgehen lassen. So gibt es Bananenmehl, Bananenschokolade und -cakes sowie Bananenpuddingpulver. Sehr zu empfehlen sind die getrockneten Bananen, im Ursprungslande gereifte und an der Sonne gedörrete Früchte. Sie eignen sich ihrer Haltbarkeit, Nährhaftigkeit und ihres geringen Gewichts wegen vorzüglich als Probiand für Wanderungen und Radtouren. 16 bis 20 Stück wiegen 1 Pfund und kosten 60 Pf. Man erhält sie u. a. in Geschäften, die vegetarische Reformnahrungsmittel führen.

M. Kt.